

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

108 (10.5.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 35

Pfingstverheißung.

Da ich es doch blühen sehe, Warum sollte ich denn zweifeln, Daß die Ernte kommen werde?

Dem in jedem Atemzuge Bittern ihres Sauches Wellen... Wärs't du denn, wenn sie nicht wären?

Deine Wurzeln auch, sie reichen Weit zurück in dunkle Gründe Und in schattenvolle Tiefen.

Und, suchst du nach reinen Freuden, Wer dann könnte dazu taugen, Sie mit voller Hand zu geben?

Sie, die wieder nun die Saaten Treibt zur Sonne, treibt zum Lichte, Nein, sie wird dich niemals lassen,

Da ich es doch blühen sehe, Warum sollte ich denn zweifeln, Daß die Ernte kommen werde?

G. P.

Die Arbeiter und die Musik.

Im Lärm und Staub der Fabriken, umdozt vom Brausen der Räder und Transmissionen, von einem unaufhörlichen Gedröhn und Getöse...

jeden, der sich ihr genießend hingeben oder sie betätigt pflegen will, gerade das voraus, woran es den Arbeitern am meisten mangelt? Nämlich Ruhe, ausreichende Ruhe...

Und wenn die Fron der Fabrik beendet ist, dann ist immer noch nicht die Zeit der Erholung gekommen. Aus allen Ecken der Höhlen, genannt Arbeiterwohnungen...

Kampf, sagten wir, ist das Los der Arbeiter. Aber eben der Kampf, der der Vater aller Dinge ist, erzeugt in der Brust der Proletarier einen unvergleichlichen Reichtum tiefer Gefühle.

namen — Die anderen deutschen Fürsten — Die Opferfreudigkeit der Westenden — Die große Enttäuschung.

Der Preis der Broschüre ist 10 Pfg. Sie kann durch alle Buchhandlungen, Spediteure und Kolporteurs bezogen werden.

Ein neuer Band der Vorwärts-Bibliothek. Die schmucken Bände zu dem Einheitspreis von 1 Mk., die unter dem Sammelnamen „Vorwärts-Bibliothek“ herausgegeben werden...

Kommunale Praxis. Wochenschrift für Kommunalpolitik und Gemeindefortschritt. Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & Co. Berlin SW. 68.



Für unsere Frauen.

Hannchens Frühling.

Von Alwin Rudolph.

Hannchen, des Fädschüfters Albert Wefenberg Älteste, sah bereits vier Jahre an der Strickmaschine. Tag für Tag.

Es war in einem öden Raum. Maschine reihte sich an Maschine und ein ewiges, eintöniges Gesurr erfüllte den Saal.

Dreißig junge Mädchen arbeiteten von früh bis in den Abend. Dreißig junge Mädchen und kein Wort, kein Lied, kein Lachen löste sich durch den Saal.

Die am Haupte fuhr die Bahn vorüber. Koltern kam Zug um Zug. Die rauchenden und ruhenden Lokomotiven machten die Luft noch unerträglicher.

Die am Fenster stehenden Arbeiter konnten manchmal verstreuen einen Blick zum Fenster hinausschauen. Aber nur ganz flüchtig. Die Arbeit gab keine Pausen und erlaubte keine Unterbrechung.

Hannchen hatte ihren Platz in einer Ecke des Saales. Sie bekam kaum Licht.

Surtig wie alle, fleißig und schwiegend bewegte sie ihre Maschine. Es war immer die gleiche Armabewegung, die in einem fort getan werden mußte.

Hinter der Bahn lag der Fluß, der die Stadt durchschneidet und dessen Wasser immer schmutzig und träge ist. Aber es war Wasser. Von dort her klang den ganzen Vormittag Musik herüber und verflüchtigte sich mit leichten Schwingungen in dem Saal.

Jedesmal, wenn diese leisen Töne sich in dem Raum verorten und mit dem Geräusch der Maschinen rangen, blühte es auf in Hannchens blauen Augen.

Ach, wenn es doch erst wieder Sonntag wäre, dachte Hannchen und ein Strahl von Freude und Hoffnung durchdrachte ihr Herz. Sie ging ganz auf in diesem Gedanken.

Plötzlich schrie sie auf. Wie hatte sie nur die ganze Umgebung vergessen können, fragte sie sich. Der Wollknoten war gerissen. Sie mußte die Maschine anhalten. Sie sah nicht auf.

Sie wußte: Jetzt haben alle nach ihr. Ein tiefes Rot färbte ihr Gesicht. Das machte sie noch unsicherer.

Sie setzte die Maschine wieder in Gang. Und wieder jubelte es in ihr: Sonntag! Sonntag!

Endlich war er da. Mit ihren Freundinnen lief Hannchen schon in aller Frühe zur Dampferstation. Es konnte nicht schnell genug gehen.

Gestern bis spät in die Nacht hatte sie noch ihr weißes Kleid geplättet. Ein hellblaues Band hatte sie gekauft, das mit einer Schleife ihre Hüften umschloß.

Lange, lange wädhete die Fahrt. Es ging an Häusern vorbei, an Fabriken, rauchenden Schloten, endlich an Wiesen und Wald.

Hannchen stand und reckte den Hals. Wie da drüben die Menschen alle so lustig waren? Das wollte sie auch. Dahin zog es sie.

Das Schiff hielt. Sie stürmte in den Wald. In den trockenen, heißen Kiefernwald. Bei, wie flog sie da!

Hannchen lebte, lebte und lachte. Sie war ganz ausgelassen. Keine konnte in Munterheit sie übertreffen. Manches Lied klang aus ihrem überquellenden Herzen.

Leise, immer nur in einigen Tönen klang die Tanzmusik zu ihr. Als der Abend die ersten Schatten zeichnete, flog Hannchen in den Saal. Sie wollte lustig sein. Es war ihr Tag. Sie suchte das Glück.

Mit lachendem Gesicht und hochrotem Kopf schwenkte sie Tanz für Tanz. Sie hatte keine Ruhe. Der Tag gehörte ihr. Den Alltag hatte sie vergessen. Sie wollte leben.

Und sie lachte und lebte!

War es die Hitze, war es der Frühling, der ihr das Blut so durch die Adern jagte, daß sie nicht stillstehen konnte? Oder war es die Musik, die schreiende, alles übertönende Musik, die sonst nur leise durch das Fenster zu ihr in den ungesäglichen Raum drang?

Sie wußte es nicht. Sie fragte auch nicht danach. Sie konnte auf die Fragen des Lebens keine Antwort geben. Sie verlangte nur etwas vom Leben.

In den Tanzpausen sah Hannchen zurückgelehnt und tiefatmend auf ihrem Stuhl. Sie drehte ihr vermiltes Taschentuch wie eine Windmühle, um sich Kühlung zu verschaffen. Wenn aber die Musik einsetzte zu neuem Tanze, dann richtete sie sich auf und überblickte mit leuchteten Augen den Saal. Bald drehte sie sich wieder.

Das war ihr Sonntag. Das war der Sonntag. Wie in einem Rausche war sie. Sie wußte nicht, was ihr war und was mit ihr geschah.

Am andern Morgen wußte sie, was geschehen war. Sie schüttelte sich bei dem Gedanken daran. Sie fuhr.

Sie stierte vor sich hin und war ganz gedankenlos. Das hatte sie nicht gewollt. Freuen wollte sie sich! Mehr nicht. Immer und immer wieder fragte sie sich: Wie war es nur möglich?

Hannchen hoffte. Sie hoffte auf einen glücklichen Ausgang. Aber ihn mochte sie nicht. Sie konnte ihn nicht mehr sehen, diesen Kerl. Er hatte ihre wilde und doch karolose Freude ausgenutzt, ihre Jugend, ihr wallendes Blut, ihre Widerstandslustigkeit und seine Kraft. Sie stieß ihn von sich, obwohl ihr Goffen vergebens war.

Es kam eine schlechte Zeit. Vater und Mutter redeten auf sie ein. Sie blieb fest und twigerie sie nach wie vor. Sie wollte nichts mehr von ihm wissen. Sie fürchtete sich vor ihm. Mühe und Sorge wollte sie auf sich nehmen. Es sollte ihr nicht zu schwer sein.

Die Eltern ließen ihr keine Ruhe. Sie vermochte es nicht mehr auszuhalten und ging. Allein sah sie in einem Kämmerlein und wartete. Da empfand sie ein großes Glück. Sie freute sich auf das, was kommen sollte. Sie freute sich auf die Gesellschaft, die ihr in Aussicht stand.

Noch sah sie tagsüber und strickte. In ihrer freien Zeit sah sie glücklich lächelnd über eine Arbeit gebeugt. Kleine, niedliche Wäschestücke entstanden. Ehe sie zu Bett ging, nahm sie Stück für Stück noch einmal in die Hand. Sie hielt es hoch und sah schon das kleine, zappelnde Ding darin stecken. Deftiger als einmal drückte sie die Hände aufs Herz.

Schwer war es ihr manchmal. Aber sie wollte es. Und ihr Wille vermochte es.

Kapfer hielt Hannchen aus. Sie, die gar nicht so kräftig ausah, konnte so stark sein. Mühe hatte sie, sich mit ihrem Jungen durchs Leben zu schlagen. Doch das Wenige, das sie hatte, genoh sie mit frohen, lachenden Augen. Und diese Augen leuchteten noch heller, als sie ihrem Jungen einen Vater geben konnte, wie sie ihn haben wollte. Der Junge bekam eine bessere Jugend und Hannchen einen Sommer, der voll Sonnenschein war.



Angeichts dieser Tatsache ist es kein Wunder, wenn in den Arbeitern ein feiner Sinn für die Musik lebendig ist; denn keine andere Kunst wirkt in solchem Maße, wie die Musik, auf die Gefühlswelt der Menschen. Die Musik wendet sich sogar ausschließlich an die Gefühlswelt und Stimmungs- und Gefühlswelt. Was Worte nicht mehr auszudrücken vermögen, das allerhöchsten Schwüngen unseres Seelenlebens, das ist die Domäne der Musik, und es ist ein großer Irrtum, wenn man sich bemühen wollte, die Musik zu deuten, ihr Gedanken unterzulegen, sie ins Verstandesmäßige zu überlehen. Schopenhauer, einer der feinsinnigsten Musiktheoretiker aller Zeiten, trifft durchaus das Richtige, wenn er über eine Symphonie Beethovens schreibt: „Zugleich muß aber sprechen aus dieser Symphonie alle menschlichen Leidenschaften und Affekte: die Freude, die Trauer, die Liebe, der Haß, der Schrecken, die Hoffnung usw. in zahllosen Nuancen, jedoch alle gleichsam nur in abstracto und ohne alle Besonderung; es ist ihre bloße Form, ohne den Stoff, wie eine bloße Geisteswelt, ohne Materie. Allerdings haben wir den Haß, sie, beim Zuhören, zu realisieren, sie, in der Phantasie, mit Fleisch und Bein zu bekleiden und allerhand Szenen des Lebens und der Natur darin zu sehen. Jedoch befördert dies, im ganzen genommen, nicht ihr Verständnis, noch ihren Genuß, gibt ihr vielmehr einen fremdartigen, willkürlichen Zusatz; daher ist es besser, sie in ihrer Unmittelbarkeit und rein aufzufassen.“ Mit diesen Worten hat Schopenhauer der Musik in der Tat in ihr tiefstes Wesen geschaut. Sie ist die immaterielle aller Künste und hat mit gedanklicher Interpretation nicht das mindeste zu tun. Sie berührt unsere Seele wie mit einem Zauberstab, und wir folgen ihr willenlos. Sie macht in uns die ganze Gefühlswelt lebendig, sie läßt unsere Seele aufschwimmen und erfüllt sie mit tiefster Traurigkeit; sie peitscht sie durch die ganze differenzierte Skala der Empfindungen und Stimmungen. Und weil diese Kraft der Musik innewohnt, bereichert sie unser Gefühlleben so außerordentlich. In dieser Bereicherung aber und der Freude, die wir über sie empfinden, liegt der Wert edler Musik für die Arbeiter.

Ganz gewiß kann die Arbeiterklasse erst dann, wenn die Sonne des Sozialismus über der Menschheit aufgegangen ist, und die Menschen alle Tage ein paar Stunden zur Freude frei haben, auch die edelste aller Künste, die Musik, in allen Blüten genießen; und ebenso gewiß ist es, daß unter dem Sozialismus auch für die Musik ein neues Zeitalter ungeahnter Entwicklung andeuten wird. Dann wird der Reichtum der Geister, der in der Zeit des langen und unergleichlich herrlichen Kampfes in der Brust der Arbeiter lebendig geworden ist, wie eine neue kraftvolle Kunst überhaupt, so auch eine neue, kraftvolle Musik erzeugen.

## Der Völkerkrieg der Fürsten 1813 — 1815.

Von Kurt Eisner.

Zweites Kapitel.

Napoleons deutsche Politik.  
IX.

Das wirtschaftliche Problem Preußens seit 1806 war nicht die unerfüllbare Befriedigung maßloser Ansprüche Napoleons, sondern die Befreiung des Landes von der Auszehrung durch Krone und Adel. Der preußische Adel hatte bis zur Katastrophe von Jena an den europäischen Kriegen gewaltige Summen verdient. Sein Getreide ernährte zum großen Teil die Heere. Die Getreide- und damit auch die Grundstückspreise waren riesig gestiegen. Das preußische Volk aber litt furchtbar unter den hohen Preisen. Nach Jena natürlich trat ein Rückschlag ein. Aber er traf doch im Adel wesentlich nur die zivilen und militärischen Staatspründner, die jetzt überzählig geworden waren und nun sehen mußten, wie sie sich auf andere Weise ihr Brot verdienten. Doch herrschte auch selbst in den Kreisen der Beamten und Offiziere durchaus nicht die gleiche Not. Nur wollten sich die Inhaber der Einkünfte

durchaus nicht an Einschränkungen gewöhnen. Nichts hat so sehr den Haß der preußischen Beamten gegen Stein geschürt als dessen Bemühungen, die unverschämten und unmäßigen Tagegelber zu beschränken. Der Hof spürte überhaupt keine Not. Als Hardenberg 1810 die Leitung der Regierung übernahm, verzichtete er patriotisch auf jedes Gehalt; aber er behielt sich vor, seine Haushaltungskosten aus Staatsmitteln zu bestreiten; diese erreichten in manchem Jahre 37 000 Taler, eine selbst für heutige Verhältnisse ungeheure Summe — in der Zeit der „tiefsten Not“.

Der adelige Grundbesitz verdiente auch in allen diesen Jahren an dem nationalen Elend. Die Preise blieben hoch und die Ernten waren zumeist gut. Die Agrarkrisis trat erst nach dem Frieden, nach 1815, ein. Ein Scheffel Roggen, der 1816 87 Silbergroschen 7 Pfg. gekostet hatte, wurde 1824 nur mit 18 Silbergroschen 10 Pfg. bezahlt. Das war die Zeit, in der sich dann der preußische König endlich entschloß, seine Domänen, die unrentabel zu werden drohten, dem Staat zu überlassen gegen eine feste Millionenrente; mit diesem Domänenhandel Friedrich Wilhelm III. wird heute noch das 20-Millionen-Gehalt des preußischen Königs als über allen parlamentarischen Bewilligungen stehender, unantastbarer Rechtsanspruch begründet.

Die preußischen Junker führen nicht nur fort, das Volk auszusaugen, sie waren auch entschlossen, die politische Notlage ihres König zu ihrem Vorteil in einer weit brutaleren Weise auszunutzen, als der fremde Eroberer jemals versucht hätte. Eine einzige Tatsache genügt, um den ganzen jämmerlichen Patriotenschnudel des preußischen Junkertums für immer zu entblößen. Wegen seiner Forderung ist Napoleon so wütend geschmäht worden als wegen seines Begehrens, für 50 Millionen Frank königliche Domänen zu erhalten. Meisterlich ist die moralische Entkräftung über diesen Anspruch: der preußische Machen troff doch noch von dem Fett der polnischen Adelsgüter, die er eben erst verschlungen hatte! Und unübertrefflich die Entrüstung, wenn sie gar preußische Junker hervorbringen! Die Kriegsschuld von 120 Millionen Frank hätte ein einziger Mann allein tilgen können: der König, dessen Domänenbesitz selbst in den Tagen nach Tilsit (mit den Forten) noch einen reinen Ueberfluß von mehr als 1/2 Millionen Taler abwarf; ein Besitz also, der weit die ganze Kriegskontribution überstieg. Aber Napoleon verzichtete auf den Naturalbesitz der Domänen und begnügte sich, für die Summe Domänenpfandbriefe zu empfangen. Bedingung war, daß auch der adelige Grundbesitz mit für die Zahlung bürgte. Da der damalige Wert der Domänen mindestens 230 Millionen Frank betrug, so war die Bürgschaft für 50 oder 70 Millionen Domänenpfandbriefe ohne jedes Risiko; sofern nicht etwa der König — es ließen über solche Pläne damals merkwürdige Gerüchte um, und auf diese geheime Absicht wurden auch die neuen Steueredikte zurückgeführt — in rascher Verschleuderung die Domänen zu Gelde machen würde und mit dem Ertrag, sowie mit der Steuerbente der Staatskassen flüchten würde. Als Stein im Frühjahr 1808 über die Pfandbriefbürgschaften verhandelte, bewilligten die märkischen Junker eine Bürgschaft in der Höhe von 29,6 Millionen Frank; sie forderten aber nicht etwa nur die Verpfändung königlicher Domänen, sondern die förmliche Ueberlassung von Domänen im Werte von 44 Millionen Mark. Die allergetreueste Ritterchaft der Alt- und Neumark, die man heute als „die Märker“ zu begrüßen pflegt, forderte allein für sich als Entgelt für eine lediglich formelle Haftung einen genau so großen Domänenbesitz von ihrem eigenen König, wie ihn Napoleon ursprünglich verlangt, worauf er aber dann verzichtet hatte! Und Stein gestand damals diese Konfiskation königlichen Besitzes durch die feudalen Vasallen tatsächlich zu!

Die grausamste Kontribution aber, die der preußische Adel in der Zeit der schweren Not dem Vaterlande auferlegte, war der ungeheureliche Raub des Bauernlandes, der nach 1806 begonnen und nach den Freiheitskriegen, nach der Wiedererrichtung der unumschränkten Junkerherrschaft, schamlos vollendet wurde. Es gab schließlich nach den Regulieredikten weni-ger als 100 000 Bauern in Preußen, als nach dem bananenmörderischen Dreißigjährigen Kriege. Wir haben immer noch keine ausreichende Statistik über den Umfang des damaligen Bauernraubs. Aber man erhält eine Vorstellung von der Bedeutung dieses Junkerfrazuges, dieses inneren Krieges gegen die Bauern, wenn man aus einer neueren, sorgfältigen Berechnung von Hans Goldschmidt erfährt, daß nur in der Neumark rechts der Elbe, in der Neumark und in Hinterpommern, trotz der inneren Kolonisation, die seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wieder Bauern ansetzte, im Jahre 1907 der bäuerliche Besitzstand um 1 100 000 Morgen geringer war als 1806. Vor hundert Jahren wurde bei Großgütern der Morgen etwa auf 20 Taler geschätzt. Legt man nur diese Zahl auch für Bauerngüter zugrunde, so wäre das eine von preußischen Junkern aus preußischen Bauern erpreßte Kontribution von mehr als 20 Millionen Talern, oder 70 Millionen Frank — nur für diese drei Gebiete des Königreichs und in der Zeit nationalen Elends! Sicher erreicht und übersteigt diese ganze Kontribution, die die Junker vor und nach den Freiheitskriegen den Bauern auferlegten, die fabelhaften Willkürden Max Danckers.

Was waren das schließlich für Leistungen und Opfer, mit denen das Junkertum in jener harten Zeit das Vaterland zu retten suchte? Die großartige Leistung bestand darin, daß sie sich jeder Steuerpflicht opferwillig entzogen! Bis 1806 war der preußische Adel bis auf eine winzige feudale Lehnspferdeabgabe frei von allen direkten und sogar von allen indirekten Abgaben. Da Preußen damals zu mehr als vier Fünfteln vom Ackerbau lebte und die leistungsfähigen Güter ausschließlich dem König — in Ostpreußen besaß er die Hälfte des Landes — und dem Adel gehörten, so bedeutete diese Steuerfreiheit die beispielloseste Steuerausraubung der Bauern und der Städte. Die Bauern wurden außer durch die Feudal- und Militärlasten durch eine wirre Fülle von Kopfsteuern Jahr für Jahr bis auf die Haut gebrandschagt, die armen Bürger der Städte erstickten in der Unzahl sich stetig steigender und vermehrender Abgaben auf den Gebrauch und in den zahllosen Stempelsteuern. Die adeligen Grundbesitzer aber leisteten nur in Ost- und Westpreußen eine geringe Grundsteuer. In Pommern zahlten sie nicht nur keine Steuern, wie sie auch flüchtig unterließen, die Zinsen für die ihnen von Friedrich II. geschenkten großen Meliorationssummen zu entrichten; sie schluckten sogar gewisse Staatssteuern, die auf den Bauern lasteten.

Das war nach 1806 die wichtigste und entscheidende Frage der inneren Reform, die allgemeine Steuerpflicht nach der Leistungsfähigkeit durchzuführen, die „Exemtionen“, wie man die Steuerbefreiungen damals mit einem verhüllenden Fremdwort als ein gewährleistetes Recht bezeichnete, von Grund aus für immer zu beseitigen. Es zeigte sich bald, daß die Exemtionen solange bestanden, wie man die Eximierten nicht selbst ausrottete.

Die Exemtionen wie die Eximierten bestehen heute noch! Die ganze Finanz- und Steuerpolitik des Deutschen Reiches ist nichts anderes als eine tributzahlende Exemption des Großgrundbesitzes.

Aus dem Leben eines Philosophen. Herbert Spencer, der berühmte englische Philosoph, hat in seinem Leben erfahren müssen, daß selbst die bedeutendsten philosophischen Werke nicht inskande sind, ihren Urheber auch nur kümmerlich zu ernähren; bei seinen ersten großen Werken mußte er selbst die Druckkosten bezahlen, und das Erscheinen dieser Bücher hat ihm nicht nur keine Einnahme gebracht, sondern gegen 24 000 M. gekostet, die er aus seiner Tasche bezahlen mußte. Nicht ohne Grund wurde der bittere Satz gesprochen: „Wenn man hundert Personen vor die Wahl stellt, entweder einen Köffel Muzikant zu nehmen oder ein Kapitel der „Prinzipien“ zu lesen, so wenden sich 99 für das Muzikantentum entschieden.“ Im Jahre 1866 waren die mit der Veröffentlichung seiner Schriften verknüpften Ansehen so angewachsen, daß Spencer den Entschluß faßte, die weitere Veröffentlichung seiner Schriften einzustellen. In jener Zeit überreichte ihm ein Gesandter einer Gruppe amerikanischer Denker, die ihm eine prachtvolle goldene Uhr mit einarabierter

Uhr mit einarabierter

## Allerlei.

Aus dem Leben eines Philosophen. Herbert Spencer, der berühmte englische Philosoph, hat in seinem Leben erfahren müssen, daß selbst die bedeutendsten philosophischen Werke nicht inskande sind, ihren Urheber auch nur kümmerlich zu ernähren; bei seinen ersten großen Werken mußte er selbst die Druckkosten bezahlen, und das Erscheinen dieser Bücher hat ihm nicht nur keine Einnahme gebracht, sondern gegen 24 000 M. gekostet, die er aus seiner Tasche bezahlen mußte. Nicht ohne Grund wurde der bittere Satz gesprochen: „Wenn man hundert Personen vor die Wahl stellt, entweder einen Köffel Muzikant zu nehmen oder ein Kapitel der „Prinzipien“ zu lesen, so wenden sich 99 für das Muzikantentum entschieden.“ Im Jahre 1866 waren die mit der Veröffentlichung seiner Schriften verknüpften Ansehen so angewachsen, daß Spencer den Entschluß faßte, die weitere Veröffentlichung seiner Schriften einzustellen. In jener Zeit überreichte ihm ein Gesandter einer Gruppe amerikanischer Denker, die ihm eine prachtvolle goldene Uhr mit einarabierter

Uhr mit einarabierter

Aus dem Leben eines Philosophen. Herbert Spencer, der berühmte englische Philosoph, hat in seinem Leben erfahren müssen, daß selbst die bedeutendsten philosophischen Werke nicht inskande sind, ihren Urheber auch nur kümmerlich zu ernähren; bei seinen ersten großen Werken mußte er selbst die Druckkosten bezahlen, und das Erscheinen dieser Bücher hat ihm nicht nur keine Einnahme gebracht, sondern gegen 24 000 M. gekostet, die er aus seiner Tasche bezahlen mußte. Nicht ohne Grund wurde der bittere Satz gesprochen: „Wenn man hundert Personen vor die Wahl stellt, entweder einen Köffel Muzikant zu nehmen oder ein Kapitel der „Prinzipien“ zu lesen, so wenden sich 99 für das Muzikantentum entschieden.“ Im Jahre 1866 waren die mit der Veröffentlichung seiner Schriften verknüpften Ansehen so angewachsen, daß Spencer den Entschluß faßte, die weitere Veröffentlichung seiner Schriften einzustellen. In jener Zeit überreichte ihm ein Gesandter einer Gruppe amerikanischer Denker, die ihm eine prachtvolle goldene Uhr mit einarabierter

Aus dem Leben eines Philosophen. Herbert Spencer, der berühmte englische Philosoph, hat in seinem Leben erfahren müssen, daß selbst die bedeutendsten philosophischen Werke nicht inskande sind, ihren Urheber auch nur kümmerlich zu ernähren; bei seinen ersten großen Werken mußte er selbst die Druckkosten bezahlen, und das Erscheinen dieser Bücher hat ihm nicht nur keine Einnahme gebracht, sondern gegen 24 000 M. gekostet, die er aus seiner Tasche bezahlen mußte. Nicht ohne Grund wurde der bittere Satz gesprochen: „Wenn man hundert Personen vor die Wahl stellt, entweder einen Köffel Muzikant zu nehmen oder ein Kapitel der „Prinzipien“ zu lesen, so wenden sich 99 für das Muzikantentum entschieden.“ Im Jahre 1866 waren die mit der Veröffentlichung seiner Schriften verknüpften Ansehen so angewachsen, daß Spencer den Entschluß faßte, die weitere Veröffentlichung seiner Schriften einzustellen. In jener Zeit überreichte ihm ein Gesandter einer Gruppe amerikanischer Denker, die ihm eine prachtvolle goldene Uhr mit einarabierter

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften kommen von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Dichtung und Wahrheit über 1813. Unter diesem Titel erschien in unserem Berliner Parteiverlag jenseits einer Wochenscheibe, die in kurzen Zügen die Vorgänge von 1813 skizziert passierend läßt. Der Inhalt zerfällt in folgende Teile: Das Zeitalter der Feste — Das „Strafgericht Gottes“ — Die Wiedergeburt — Das Verfassungsverprechen — Der König rief, und alle, alle